

Rezensionen

Elke Steiner: „Die Frau im Atelier“, edition keiper 2021, 176 Seiten, € 20,-

„Als du meine Haare geflochten hast, sagt er, da habe ich eine Ahnung davon bekommen, wie es sein könnte, wieder ganz zu sein.“ Dieser Satz aus dem Mund des Malers Marius könnte als Motto von Elke Steiners zweiter Roman stehen, der von Ängsten, Schuldgefühlen und Verlorenheit erzählt, aber auch vom Malen selbst, von Farben, Gerüchen und Erinnerungen.

Marius malt auf allen seinen Bildern die Figur einer geheimnisvollen Frau mit dunkelgoldenen, langem Haar, aus seitlichen Perspektiven oder von hinten, nie von vorne, so dass man ihr Gesicht auf keinem der Bilder sehen kann. Es ist seine Obsession - eine von vielen, wie die zahlreichen Wecker, die er täglich im Schlafzimmer und Atelier verteilt, aus Angst zu verschlafen, wie die Mütze, die er immer trägt, um sein knorpelartig verwachsenes Ohr zu verbergen, wie die alte Holztruhe, das einzige Möbelstück aus seiner Kindheit, von dem er sich nicht trennen kann. Marius Leben spielt sich fast ausschließlich in seinem Atelier und unten im Haus in dem Beisl des Russen Wanja ab, der so etwas wie ein Freund für ihn ist, wo er sich mit Gin betrinkt, um sein Leben irgendwie auszuhalten. Sobald das Licht gut ist, kehrt er zum Malen zurück in sein Atelier. Ab und zu besorgt Wanja ihm eine Frau, „eine Cousine“, wie Wanja sie nennt, denn die anderen Frauen, die sich in Marius verliebt hatten, liefen davon, sobald er die Mütze abnahm und sie sein deformiertes, verwuchertes Ohr sahen. Als Colette, eine junge Frau mit den gleichen dunkelgoldenen Haaren wie die Frau auf Marius Bilder, eines Tages plötzlich in Wanjas Lokal auftaucht und Marius Stammplatz okkupiert, gerät sein durch ein Korsett an Ritualen gestütztes Leben gehörig durcheinander. Colettes unkonven-

tionelle Art, mit der sie auf ihn zugeht und ihn sein lässt, wie er ist, bringt ihn Stück für Stück zu sich selbst zurück, und seine Kindheitsgeschichte, die er tief in sich vergraben hat, bricht auf eine verstörende und heilsame Weise auf. Es ist ein eindringlicher und berührender Abschnitt des Romans, in dem aus der Perspektive des damaligen Kindes die dramatischen Ereignisse geschildert werden, die Marius bis in die Gegenwart verfolgen. Elke Steiner zeichnet mit subtilem Humor, einer Liebe zum Skurrilen und in einer feinen, poetischen Sprache ihre Figuren, deren Schrullen und Ängste, ihre Versuche Probleme zu lösen und mit den Traumata der Vergangenheit zurechtzukommen. Mit Detailkenntnis beschreibt sie die Techniken des Malens, die aufwändige Vorbereitung der Leinwand, das Mischen der Farbe und schwelgt lustvoll im Anrühren der Farbpigmente, in Ocker-Braun, Umbra-Khaki, Siena-Gelb und dem Biskuit-Duft des Eitemperas (versprochen: man vermeint ihn beim Lesen tatsächlich zu riechen). Dieser Roman erinnert ein wenig an ein Märchen, nicht nur durch das Motiv der unerschrockenen Schönen, die dem körperlich verunstalteten und seelisch angeschlagenen Mann einen neuen Blick auf sich selbst eröffnet, es sind auch der ruhige, beinahe hypnotische Ton der Erzählung, die feinen Fäden, kleinen Motive, die beiläufig ausgestreut, immer wieder aufgenommen und verdichtet werden und sich zu einer komplexen, schillernden Geschichte von Liebe und Selbst-Erlösung verweben.

Patricia Brooks

Isabella Feimer: *Cadavre exquis*. Erzählung. Literaturedition Niederösterreich, St. Pölten, 2021. 192 Seiten, € 20,-

Isabella Feimers Erzählung „*Cadavre exquis*“ umfasst nur 125 Seiten – inklusive 19 zum Teil doppelseitigen Bildern und in den Text

eingestreute Gedichte. Trotzdem sollte man nicht glauben, dieses Buch schnell zwischen durch lesen zu können. Im kurzen Vorwort erfahren wir, dass Isabella Feimer von der Künstlerin Leonora Carrington inspiriert wurde, vor allem von deren Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik während des Zweiten Weltkriegs.

Der Text ist streng aus der Perspektive der Protagonistin geschrieben, die sich offenbar in einem Krankenhaus aufhält. Den genauen Grund dafür erfahren wir nicht. Aber wir können das Gefühl des Eingesperrtseins, des Ausgeliefertseins fast körperlich miterleben. Die namenlose Hauptfigur befindet sich in einem Zimmer oder einer Zelle, das einzige Fenster ist knapp unter dem Plafond, sodass sie nicht hinaussehen kann. Ein Wärter bringt Nahrung, eine Krankenschwester wäscht sie. Sie wünscht sich ihr Leben zurück, vor allem ihre Würde, die von alltäglichen Gegenständen wie einem Lippenstift symbolisiert wird. Weder Wärter, noch Schwester sprechen mit ihr, auch nicht der Arzt, der gelegentlich kommt. Die meiste Zeit ist sie ihren Träumen und Phantasien überlassen. Diese Phantasien kreisen um ein „Du“, offenbar einen Mann. Sie legen nahe, dass es eine Trennung gegeben hat, die Auslöser für den Zusammenbruch war. Die Behandlungsmethoden sind brutal. So wird die Protagonistin am Bett festgebunden. Sie bekommt eine Substanz injiziert, über die sie nicht aufgeklärt wird. Während dieser Spritzenkur kann sie nur Zitronensaft zu sich nehmen. Doch schlussendlich geht es ihr besser. Die Krankenschwester lässt sie an ihrer Zigarette ziehen und führt sie im Rollstuhl in den Park hinaus. Eine Heilung zeichnet sich ab.

Schon allein das Thema macht schnelle Lektüre unmöglich. Der Text ist sehr dicht, sowohl Erzähltext, als auch die Gedichte brauchen mitunter wiederholtes Lesen. Und dann sind da noch die Bilder, großteils Photomontagen. Auch sie sind inspiriert von Leonora Carringtons Werk. Oft zeigen sie Tiere, aber auch Pflanzen, Häuser, wobei Farben und Größenverhältnisse oft verfremdet sind. Diese Bilder sind schön, aber auf irritierende Weise beunruhigend. Jedes muss eine Zeit lang

betrachtet werden, damit es seine ganze Wirkung erzielen kann. Die einzelnen Kapitel sind durch Doppelseiten getrennt, links eine Zeichnung, rechts so etwas wie eine Überschrift. Die Zeichnungen korrespondieren natürlich mit dem Text, man blättert immer wieder zu ihnen zurück. Es gibt nur zwei kleine Kritikpunkte: Für die Gedichte wurde der Zeilenabstand so gering gewählt, dass Unterlängen der Buchstaben in die nächste Zeile ragen. Vielleicht sollen diese gedrängten Zeilen die Lage der Protagonistin veranschaulichen, sie wirken allerdings unüberlegt schlampig. Martin Plattner hat ein Nachwort zum Werk Leonora Carringtons beigesteuert. Hier wünscht man sich für Nicht-SpezialistInnen etwas mehr biographische Daten. Die Leistung der Literaturedition Niederösterreich ist besonders hervorzuheben. Der Satz des Textes korrespondiert mit dem Inhalt, die Bilder sind aufwändig gedruckt. Alles in allem ist „*Cadavre exquis*“ ein Gesamtkunstwerk, das gut investierte Zeit und Konzentration braucht, um seine ganze Wirkung entfalten zu können.

Sascha Wittmann

Harald W. Vetter: „Silbenreusen, Lagunen, Schwemmland“ Neue Gedichte 132 Seiten, Edition Weinviertel 2021, € 14,-

Freude, ja Berührung kommt auf – ein Band „Neuer Gedichte“ des Grazer Lyrikers Harald W. Vetter liegt vor, lyrische Texte in elegant-ansprechender Ausstattung, am Cover eine eigenhändige Grafik des Autors. Zunächst jedoch ein Geständnis: Ich habe, seit ich vom Werden dieses neuen Opus hörte, die ganze Zeit gemeint, der Titel wäre „Silbe r reusen“ - ich war in einem Bild befangen von unter Wasser befindlichen schwimmenden, schwebenden, ja, vielleicht auch metallisch blinkenden Gerätschaften. – etwas, worin sich „etwas“ fängt. Nun, da ich dann richtig „Silben reusen“ las, erkannte ich, dass es bei einem Poeten gar nicht anders sein kann als vom Gegenständlichen zur Deutung zu gelangen! So weite ich mir seinen Titel gedanklich nochmals aus: Es ist, als suchte er nach W o r t lagunen, und Schwemmland l a u t e fängt er ein. Um es noch deutlicher zu machen: Dem Au-